SSOAR

Open Access Repository
www.ssoar.info

Gestaltpsychologie als Grundlage einer Methodologie der qualitativen Forschung - dargestellt am Gütekriterium "gegenständliche Relevanz"

Fitzek, Herbert

Veröffentlichungsversion / Published Version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:
Fitzek, H. (2005). Gestaltpsychologie als Grundlage einer Methodologie der qualitativen Forschung - dargestellt am Gütekriterium "gegenständliche Relevanz". *Journal für Psychologie*, *13*(4), 372-402. https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0168-ssoar-17110

Nutzungsbedingungen:
Dieser Text wird unter einer Deposit-Lizenz (Keine Weiterverbreitung - keine Bearbeitung) zur Verfügung gestellt. Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen.
Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use:
This document is made available under Deposit Licence (No Redistribution - no modifications). We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.
By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

gesis Leibniz-Institut für Sozialwissenschaften

Mitglied der Leibniz-Gemeinschaft

Gestaltpsychologie als Grundlage einer Methodologie der qualitativen Forschung – dargestellt am Gütekriterium „gegenständliche Relevanz“

Herbert Fitzek

Zusammenfassung

Der Rückstand der Methodenreflexion in der qualitativen Psychologie ist nur durch eine der szientifischen Wissenschaftslogik ebenbürtige eigenständige Methodologie aufzuholen. Eine Chance für die Begründung der qualitativen Methodologie eröffnet sich dabei über die reflexive Eigenart des (Psychischen) Gegenstandes und die daraus folgende Selbstanwendung seiner empirischen Erforschung. Die Gestaltpsychologie des Produktiven Denkens bietet in dieser Hinsicht beste Voraussetzungen dafür, wissenschaftliche Forschungsprozesse nach dem Muster fruchtbarer (vorwissenschaftlicher) Problemlösehandlungen zu modellieren. Über eine solche (Gestalt-) Analogie lassen sich einheitlich konzipierte Methodenstandards für die qualitative Forschung formulieren, die als Gütekriterien für die Bewertung konkreter Forschungsunternehmen eingesetzt werden können. Am Beispiel des Kriteriums der gegenständlichen Relevanz wird gezeigt, dass die Beschäftigung mit dem (ängstigenden) Übergang von erforschter Realität und Forschungsrealität nicht nur ein Qualitätsmerkmal qualitativer Forschung ist, sondern das Entwicklungsrelief des Forschens darüber hinaus für eine Ergänzung der jeweiligen inhaltlichen Befunde nutzbar macht.

Schlagwörter

Qualitative Forschung; Methodologie; Selbstanwendung; Gestaltpsychologie; Problemlösen; Gütekriterien; gegenständliche Relevanz.

J. f. Psych., 13, 4 (2005), 372–402, ISSN 0942-2285
© Vandenhoeck & Ruprecht 2006

Summary

Gestalt psychology as basis for a methodology of qualitative research – presented in connection with the quality criteria of ‚subject relevance'

The lack of methodological reflection in qualitative psychology cannot be recovered without a scientifically well founded conception of method as a whole. The development of a psychological methodology may be delivered by the reflexive character of the subject of psychology, leading to a self-application of empirical research. Best conditions for modelling research according to behavioural processes in general are offered by the psychology of productive thinking. The Gestalt analogies between pre-scientific and scientific problem solving processes lead to a framework of (empirically founded) methodological standards which can be used as criteria for the quality of concrete research projects. Following the standard of „subject relevance" it can be showed that the handling of the (intimidating) transitions of the scientifically examined reality and the reality of scientific examination does not only represent a quality standard, but also a tool of using the psychological relief of research histories as an additional access to the subject of scientific interest.

Keywords

Qualitative research; methodology; self-application; Gestalt psychology; problem solving; quality standards; subject relevance.

1. Gestaltpsychologie als Methode

Die Stellung der Gestalttheorie in der Psychologie wird im Allgemeinen von ihren Beiträgen zur Darstellung des Psychischen Gegenstandes bemessen. Am stärksten hat die so genannte Berliner (oder Frankfurter) Schule (Wertheimer, Köhler, Koffka und deren Schüler) sicherlich in die Wahrnehmungspsychologie hineingewirkt. Die Denkpsychologie wurde nachhaltig durch ihre Untersuchungen zum Produktiven Denken geprägt, die Willens- und Affektpsychologie durch Lewins Untersuchungen zu Handlungsgestalten, daneben ist eine Wirkungsgeschichte in Bereichen wie der Psychophysiologie, Psychotherapie oder Pädagogik zu konstatieren (vgl. Ertel, Kemmler u. Stadler 1975; Fitzek u. Salber 1996).

Den Beiträgen zum psychischen Gegenstand steht vergleichsweise wenig gestaltpsychologische Literatur zur Methodenlehre gegenüber. Kebeck und Sader haben in ihrer diesbezüglichen Bestandsaufnahme Methodisches nur

implizit behandelt gefunden (am deutlichsten noch bei Lewin 1931 und Köhler 1933) und dieses Defizit durch eine „phänomenologisch-experimentelle Methodenlehre“ zu verringern gesucht. Von wissenschaftstheoretisch-epistemologischen Grundlagen wie dem Wirklichkeitsmodell der Gestaltpsychologie drangen sie zu praktischen Ratschlägen vor: wie der notwendigen Klärung der Beziehung von Forschern und Befragten, der Beachtung der Prozessdynamik und Bezugssystemabhängigkeit des Forschens sowie dem Angebot einer ausreichenden Fallzahl von Versuchen und hinreichenden Ordnungskategorien für deren systematische Aufarbeitung (vgl. Kebeck u. Sader 1983). Weil eine umfassende gestaltpsychologische Methodologie nicht vorliegt und auch nicht nachzuholen ist, begnügen sich die Autoren mit der Aussicht einer Integration gestalttheoretischer Aspekte in die allgemeine Methodendiskussion der qualitativ orientierten Humanwissenschaften.

In solchen Integrationsbemühungen im Hinblick auf eine erst in Umrissen erkennbare eigenständig psychologische Methodenlehre manifestiert sich ein Mangel an methodischer Reflektiertheit, der nicht die Gestalttheorie allein trifft, sondern die hermeneutisch-interpretative – heute würde man sagen: die qualitative – Wissenschaftskultur im Ganzen. Ihren Vertretern werden von Seiten der klassisch szientifischen Tradition ein zurückgebliebenes Methodenbewusstsein und eine daraus hervorgehende mangelnde Forschungsobjektivität angelastet. Die versuchte Anpassung des Methodenkonzeptes an den Gegenstand des menschlichen Erlebens und Verhaltens erscheint aus der Perspektive der naturwissenschaftlichen Methodologie als Kompromissbildung einer dem Grundsatz nach gegenstandsunabhängigen naturwissenschaftlichen Methodik. Deren im 19. Jahrhundert durchgesetzte Einheitlichkeit konnte überhaupt nur dadurch erreicht werden, dass die Methodologie in ausdrücklicher Abwendung von den Eigenarten ihres Gegenstandes modelliert wurde; daher bleibt die Erörterung von Gegenstandsaspekten in den verschiedenen Teildisziplinen gegenüber der zu erreichenden Zuverlässigkeit und Gültigkeit ihrer Ergebnisse stets zweitrangig.

Die Verpflichtung auf die szientifische Wissenschaftstheorie ist in der akademischen Psychologie längst zum allgemeinen Konsens geworden. Andererseits erscheint eine vollständige Übernahme der naturwissenschaftlichen Forschungskultur und ihrer Methodendominanz, wie sie von der Psychologie des 19. Jahrhunderts gefordert worden war, in solcher Undifferenziertheit heute kaum mehr aktuell. In den letzten Jahren ist eine Anzahl von Psychologen der alternativen Orientierung der qualitativen Sozialforschung gefolgt und zu einem Selbstverständnis gelangt, das sich von der tradierten Methodendominanz löst und demgegenüber ausdrücklich auf gegenstandsangemessene Methoden dringt. Der enge Zusammenhang von Gegenstand und Methode wird hier nicht als fauler Kompromiss eingeführt, sondern als unverzichtbare Leistung einer dem Gegenstand der Psychologie verpflichteten Methodologie. Das Gesamtkonzept zielt demnach nicht auf die Ablösung der Methode von der

Eigenart der Gegenstände, sondern vielmehr auf deren möglichst weitgehende Korrespondenz.

Das Profil einer qualitativen Psychologie wird allerdings solange hinter der szientifischen Wissenschaftskultur zurückbleiben, wie die Konzipierung eines theoretisch überzeugenden Methodenprofils ausbleibt. Ansprüche an wissenschaftliche Sicherheit und Normierung dürfen darin nicht zurücktreten, sie müssen vielmehr an das Eigenrecht des Psychischen Gegenstandes angepasst werden. Es spricht vieles für die Annahme, dass die qualitative Psychologie in ihren derzeitigen Debatten um eigene methodische Standards und Gütekriterien zur Entwicklung eines solchen Profils vordringen kann, wenngleich die Formulierung von grundlegenden Kennzeichen und die Einigung auf gemeinsame Positionen offensichtlich noch Zeit beanspruchen (vgl. Steinke 1999; Breuer u. Reichertz 2001).

In diesem Zusammenhang wage ich die These, dass die Gestaltpsychologen neben ihren unbestrittenen Leistungen zur psychologischen Gegenstandstheorie eine solche theoretische Grundlage für den Ausbau der qualitativen Methoden im Sinne einer gegenstandsangemessenen Methodologie gelegt haben. Umso wichtiger erscheint mir die Notwendigkeit, aus dem entwickelten Gegenstandskonzept eine dem Psychischen Gegenstand gerecht werdende eigenständige Methodologie explizit zu formulieren und ihre Ansprüche und Leistungen dem szientifischen Wissenschaftskonzept differenziert gegenüberzustellen. Dazu habe ich in einer umfangreichen Arbeit Methodenstandards für den Vergleich unterschiedlicher Methodenkonzepte der qualitativen Forschung entwickelt (Fitzek 2004), deren Brauchbarkeit als Gütekriterien im folgenden Text exemplarisch unter Beweis gestellt werden soll.

2. Gegenstandsmodellierungen einer qualitativen Psychologie

Ein Nachweis meiner These ist offensichtlich nur zu führen, wenn es gelingt, eine den szientifischen Methoden äquivalente qualitative Methodologie in einer metatheoretisch akzeptablen Charakterisierung des Gegenstandes der Psychologie zu verankern. Groeben und Westmeyer haben in diesem Sinne auf Unterschiede des Psychischen Gegenstandes gegenüber den Gegenständen der Natur hingewiesen und insbesondere drei Unterscheidungsmerkmale herausgestellt:

- die „unhintergehbare soziale Einbettung des Menschen“,
- die „historisch-genetische Komplexität jedes einzelnen Objektes“ sowie
- die „Reflexivität der Erkenntnissituation“ (Groeben u. Westmeyer 1975, 22 f.).

In wechselnden Formulierungen und Differenzierungen lassen sich diese Gegenstandsbestimmungen in der Traditionslinie der Psychologie bis heute wiederfinden. So werden in der Einführung zu einem kürzlich erschienenen Methodenhandbuch „Prozessualität, Rekursivität und Reflexivität" als grundlegende Kennzeichen des Gegenstandes der qualitativen Forschung bezeichnet (Flick, Kardorff u. Steinke 2000, 20).

Um dem Aushandeln von Sinn und Bedeutung in komplexen diskursiven Kommunikationssituationen folgen zu können, müssen qualitative Methoden der sozialen Herkunft und Auslegbarkeit von Wirklichkeit gerecht werden und ihre Sinn- und Entwicklungszusammenhänge differenziert beschreiben. Die Zugangswege zur seelischen Wirklichkeit müssen die prozessuale Eigenart komplexer Sinn- und Verständnisbildungen sensibel aufgreifen und darstellen. Mit dem Kennzeichen Reflexivität ist darüber hinaus betont, dass psychologische Methoden die Selbstbezüglichkeit ihres Gegenstandes beachten müssen und nicht zuletzt selbst ein Resultat dieser Selbstthematisierung sind. Insofern die Wissenschaft ein Instrument der Sicherstellung des menschlichen Konsenses über Welt und Wirklichkeit darstellt, überschneidet sich die Realität des Forschungsgegenstands von vornherein mit Aspekten der Realität des Forschens. So wie der Gegenstand eine sozialen Sinn generierende komplexe Realität darstellt, so ist auch der Forschungsprozess selbst ein sozial vermittelter, sich historisch entwickelnder Prozess des Aushandelns von Sinn zwischen Menschen.

Ist eine solche Selbstthematisierbarkeit der Wissenschaft auch prinzipiell akzeptiert und in der Sozialforschung durch die Institutionalisierung von Disziplinen wie der Wissenssoziologie oder Wissenschaftssoziologie repräsentiert, so bleiben ähnliche Reflexionen in der Psychologie wegen der angedeuteten Nähe zur naturwissenschaftlichen Methodenkonzeption auf Außenseiter – wie beispielsweise S. Koch (1973) – beschränkt. Dabei lassen sich die Überschneidungen zwischen dem Gegenstandsbereich der seelischen Realität und seiner psychologischen Erforschung kaum übersehen. Prozesse der Wahrnehmung von Wirklichkeit, der Sicherstellung dieser Wahrnehmungen, der Strukturierung und Umstrukturierung von Erfahrungen und des Eingriffs in Realität gelten für die alltägliche Erfahrungsbildung genauso wie für das wissenschaftliche Forschen. Obwohl sich die Überschneidung von Gegenstandsbereich und Forschungsrealität phänomenal geradezu aufdrängt, hat sich die wissenschaftliche Psychologie an einer entsprechenden Diskussion der Erlebens- und Verhaltensgrundlagen ihrer Forschungsarbeit bislang kaum beteiligt. Innerhalb der sozialwissenschaftlichen Disziplinen gilt der „Fall Psychologie" daher folgerichtig als Musterbeispiel mangelnder methodologischer Selbstthematisierung (Kardorff 1991).

3. Selbstanwendung als Chance eines gegenstandsreflektierten Methodenkonzeptes

Um in der Frage der Abstimmung auf ein Gegenstand und Methode integrierendes Forschungsparadigma systematisch voranzukommen, wäre eine Strategie vorzuschlagen, die das Gewinnen von Sicherheit nicht von der reflexiven Eigenart des Gegenstandes ablöst, sondern gerade umgekehrt die Reflexivität des Gegenstandes als Voraussetzung dafür nutzt, Methodensicherheit zu erreichen. Damit ist eine Relativierung der psychologischen Methodologie gegenüber dem Szientismus durchaus nicht notwendig verbunden. Im Gegenteil können Überschneidungen von erforschter Realität und Forschungsrealität für die Entwicklung einer eigenständigen psychologischen Methodologie genutzt werden. Wo sich das Forschen selbst als soziales und psychisches Phänomen definiert, bieten sich empirische Forschungsergebnisse in Selbstanwendung als Grundlage für die Entwicklung eines gegenstandsangemessenen und in sich schlüssigen Methodenkonzeptes an (vgl. Groeben u. Scheele 1977).

Walter Herzog hat in seinem Buch über „Modell und Theorie in der Psychologie“ (1984) darauf hingewiesen, dass die Psychologie sich den Gegenstandsbereich des Forschens erst noch erschließen muss, wenngleich sie dafür als sozialwissenschaftliche Disziplin einen bevorzugten Zugang hat. Wie Kardorff wundert sich auch Herzog über die fehlende Selbstreflexion der Psychologie: „Im Grunde genommen ist es seltsam, dass Psychologen schon fast alles zum Thema ihrer Analysen gemacht haben, nur sich selbst nicht“ (Herzog 1984, 72).

In seinem Buch erhebt er die Forderung, die Psychologie habe die Reflexion auf die psychologischen Bedingungen von Wissenschaftlichkeit selbst in die Hand zu nehmen. Die „reflexive Struktur“ des Seelischen könne von der Psychologie zum Anlass genommen werden, ihre eigene methodologische Bestimmung konsequent aus dem Psychischen Gegenstand heraus zu entwerfen. Die klassische Wissenschaftstheorie unterstelle einen Wissenschaftsbegriff, der Wissenschaft lediglich als Aussagesystem begreife, nicht dagegen als Institution und „Handlung“ (vgl. dazu besonders auch Holzkamp 1968). Solange das Forschen als durchgängig von logischen und rationalen Gesetzen bestimmter Prozess aus dem Gefüge der empirischen und alltäglichen Sinnkonstituierung ausgenommen werde, blieben wesentliche Momente der wissenschaftlichen Arbeit unentdeckt oder würden ins Irrationale verlagert.

Auf der Grundlage der Reflexivität des Seelischen eröffnen sich demgegenüber weitgehend unausgeschöpfte Möglichkeiten, das Forschungshandeln als nach psycho-logischen Gesetzen geregelten Zusammenhang des Erlebens und Verhaltens aufzufassen. Wird das Forschen als Handlungsgeschehen aufge-

fasst, das zumindest partiell den gleichen Gesetzen unterliegt wie sein Gegenstand, dann betreffen die Ergebnisse der Erforschung dieses Gegenstandes (wenigstens partiell) auch das Forschen selbst. Durch die Bestimmung des psychologischen Tätigwerdens als (Forschungs-) Handeln werden einem reflexiven Zugang insofern Möglichkeiten zu einer konkreten Selbstanwendung der Handlungspsychologie auf den Prozess des Forschens eröffnet.

Anders als für den im Gefolge der Einbindung in die szientifische Forschungslogik an normative Bestimmungen gebundenen akademischen Mainstream entstehen für eine selbstreflexive Psychologie völlig neuartige methodologische Maßstäbe und Entwicklungsaufgaben. Eine „Psychologie-Psychologie" in Herzogs Verständnis kann und darf sich nicht auf die methodischen Normen der szientifischen Tradition stützen, sie muss aus ihren empirischen Analysen seelischer Handlungsvollzüge eigene psychologische Normen generieren und für die Entwicklung von Standards für die psychologische Forschung nutzbar machen. In der Selbstanwendung der Handlungspsychologie auf das psychologische Forschungshandeln verfügt eine solche psychologische Methodologie über eine einzigartige empirische Grundlage ihrer wissenschaftstheoretischen Position und damit über eine vom szientifischen Wissenschaftssystem zwar abweichende, aber potenziell ebenso fundierte wie in sich schlüssige Ausgangsbasis.

4. Problemlöseforschung als gegenstandstheoretische Voraussetzung der Selbstanwendung

Die Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Handelns befreit die psychologische Forschungsarbeit aus der Hermetik logisch-rationaler Funktionen und integriert sie in die Verweisungszusammenhänge von Erleben und Verhalten. Damit erschließt sich nicht nur eine komplettierte Sicht auf das Bedingungsgefüge des wissenschaftlichen Handelns, sondern – in Selbstanwendung – auch die Chance für die Systematisierung des methodischen Vorgehens und für die Optimierung von Forschungsstrategien im Hinblick auf den vorgezeichneten Handlungsrahmen.

Die hier zugrundegelegte Fundierung des Forschungshandelns in allgemeinen Handlungszusammenhängen zielt nicht in Richtung der vor hundert Jahren überwundenen psychologistischen Position. Es wäre ein Missverständnis, die Selbstthematisierung des wissenschaftlichen Handelns als Absenkung des Niveaus der Psychologie auf das Niveau der alltäglichen Erfahrungssicherung zu denunzieren. Im Sinne der methodologischen Selbstanwendung ist es vielmehr gerade entscheidend, von dem konstatierten Zusammenhang her die Stelle zu markieren, an der das Forschen als besondere seelische Tätigkeit von

der unter wissenschaftlich-methodischen Gesichtspunkten unzulänglichen alltäglichen Erfahrungsbildung abgrenzbar wird. Diese Position des Überschreitens alltagsüblicher Realitätsbehandlung in Richtung von verlässlichen, intersubjektiv akzeptierten Maßstäben wird im Gegenstandsmodell der Psychologie traditionell durch das organisierende und regulierende Tätigkeiten bezeichnende Bereichsmerkmal „Denken“ und im Hinblick auf dessen Handlungscharakter spezifischer als „Problemlösen“ repräsentiert.

Von der szientifischen Wissenschaftstheorie ist die Begründung des Forschens in alltäglichen Handlungszusammenhängen tatsächlich gelegentlich als Problemlöseverhalten aufgegriffen und sein psychologischer Hauptcharakter beispielsweise von Popper im Prozess kreativer Problemlösungen verortet worden: „Der kreative Prozeß der Wissenschaft beginnt mit dem Erkennen eines Problems und gipfelt in der Konstruktion von Theorien – die wiederum neue Probleme stellen ... Nicht nur, dass Forschung mit Problemen beginnt: Forschung besteht in ihrer Gesamtheit in der Beschäftigung mit Problemen“ (Popper 1963, 11; übers. d. Breuer 1991, 75). Fast gleich lautend wird der Gedanke in der wissenschaftstheoretischen Grundlagenliteratur immer wieder rezitiert: „Forschung, ob wissenschaftlich oder nicht, besteht im Aufdecken, Formulieren und Ringen mit Problemen. Es ist nicht so, dass Forschung mit Problemen beginnt: Forschung besteht vielmehr während ihres ganzen Verlaufes aus dem Umgang mit Problemen“ (Bunge 1967, 165; vgl. dazu auch bereits Brown u. Ghiselli 1955).

Klingt in der Zuordnung von Forschungs- und Entdeckungslogik durch Popper und seine Nachfolger also zunächst eine Anerkennung der Überschneidungen von vorwissenschaftlicher und wissenschaftlicher Erfahrungsbildung an, so klammern sie die konzedierte Unschärfe andererseits unmissverständlich aus der „Logik der Forschung“ aus, indem sie die Problemperspektive in einen logisch-rationalen und einen psychologisch-personalen Aspekt aufteilen. Von einer solchen Aufteilung her verbleibt der erkenntnistheoretisch und methodologisch entscheidende Problemaspekt vollständig im Bereich einer rational formulierbaren und logisch definierten Problemtheorie (Parthey 1970), wie dies nach Popper besonders Hempel und Oppenheim (1948) in ihrer Übertragung des Syllogismus auf wissenschaftliche Erklärungsmodelle demonstriert haben. Gemäß dieser rationalen Problem- (und Lösungs-) Definition bleiben die psychologischen Aspekte des Entdeckungshandelns im Empiriekonzept von Wissenschaft völlig unberücksichtigt und in eine quasi-personalistische irrationale Entdeckungspsychologie ausgelagert.

Die von Popper und seinen Nachfolgern durchgesetzte Ausklammerung wesentlicher psychologischer Aspekte aus der Problemtheorie wurde jahrzehntelang als geradezu selbstverständlich tradiert. Erst in den siebziger Jahren besann sich ein führender Psychologe auf die Ansprüche seiner Disziplin zur Mitsprache bei den Fragen des wissenschaftlichen Problemlösens im Allgemeinen und des Problemlösens der wissenschaftlichen Psychologie im

Besonderen. Nach Theo Herrmann liegt es vom Gedanken der „Psychologie als Problem“ nahe, das psychologische Forschen konsequent als Stellen und Lösen von Problemen aufzufassen (Herrmann 1976; 1979). Herrmann geht von einer ursprünglichen Einbindung der wissenschaftlichen Problemlösung in die Prozesslogik alltäglicher Problembearbeitungen aus und diskutiert wissenschaftstheoretische Voraussetzungen der Psychologie daher im Rahmen der Psychologie des Problemlösehandelns: „Der jeweils ganz konkret spürbare, sozusagen kontingente Problemdruck und nicht ein wesenhafter, dunkler Drang, uns dem unbekannten Wahren zu nähern, scheint mir eine realistische Benennung unserer Motive zum wissenschaftlichen Handeln zu sein“ (Herrmann 1979, 30 f.).

Der ursprünglich selbst von der ganzheitlich-phänomenologisch-epistemologischen Tradition geprägte Autor sieht im wissenschaftlichen Vorgehen ein dynamisches Geschehen, das als „Netzwerk sich wandelnder institutionalisierter *Problemlösungsprozesse*“ aufgefasst werden kann (Herrmann 1976, 42). Als wissenschaftliche Problemstellungen werden dabei jeweils bestimmte inhaltliche (z. B. optische Täuschungen, Leistungsmotivation) oder theoretische (z. B. Gestalttheorie, Libido-Theorie) „Forschungsprogramme“ erarbeitet, in denen spezifische „Kernannahmen“ bearbeitet, bewältigt oder ersetzt werden (vgl. Breuer 1991, 188 ff.). Konsequenterweise geht es der Wissenschaft demnach nicht um die Verifikation oder Falsifikation von Annahmen über Wirklichkeit, sondern um den möglichst zweckdienlichen Umgang mit Problemen.

In einer zusammenfassenden Darstellung seiner Ansichten über „Methoden als Problemlösungsmittel“ zeigt sich allerdings Herrmanns gespaltenes Verhältnis zu den Konsequenzen seiner eigenen Entdeckung. Einerseits will er – durchaus im Sinne der oben formulierten Selbstanwendungsperspektive – „das wissenschaftliche Handeln als Problemlösen wie jedes andere“ (Herrmann 1993, 24) verstehen und bestimmt die Aufgabe wissenschaftlicher Methoden in der Formulierung von Forschungsprogrammen als methodisch fixierten Problemlöseinstrumenten. In der konkreten Ausformung der methodischen Problemlösung zieht er sich dann jedoch auf die klassisch-szientifische, d. h. rational-syllogistische Position zurück, wonach es in der Wissenschaft darum gehe, „zweitens gesetzmäßige Zusammenhänge kausaler und anderer Art zwischen mehreren Komponenten des in bestimmter Weise rekonstruierten bzw. explizierten Problemfelds festzustellen und mit Hilfe dieses ‚Gesetzeswissens‘ (F. Kaufmann) das beobachtbare Auftreten problematisierter Ereignisse zu erklären (und vorherzusagen)“ (Herrmann 1993, 29).

An diesem in sich gespaltenen Tenor von Herrmanns Überlegungen entzündet sich die Kritik Franz Breuers. Ihm zufolge „verschenkt“ Herrmann die prospektiven Momente der These von Methoden als Problemlösemitteln dadurch, dass sich seine Forschungsperspektive trotz des selbstreflexiven Ansatzes letztlich im Geflecht der szientifischen Wissenschaftstheorie verfängt.

Ein realistischer Blick auf die „wissenschaftliche Tätigkeit als Auseinandersetzung mit bzw. Lösung von wissenschaftlichen Problemen“ kann, Breuer zufolge, nur geleistet werden, wenn die wissenschaftliche Problemlöseaufgabe von den Vorbestimmungen des herkömmlichen Szientismuskonzeptes konsequent abgelöst wird (Breuer 1991, 70).

Die Darstellung des wissenschaftlichen Handelns als methodisch reflektierte Variante des alltäglichen Problemlösens dient nach Breuer zwei Aufgaben: „Das Entdecken und Erfinden von Gesetzen, Modellen, Theorien etc. ist in die Nähe alltagsweltlicher Problembearbeitung gerückt, wird ihrer übernatürlichen Stilisierung und Mystifikation entkleidet und so auch für psychologische Perspektiven auf Problemlösen, kognitive und Informationsverarbeitungsprozesse zugänglich. Weiterhin werden wissenschaftstheoretische Teilaspekte – vor allem die des Entdeckens und Begründens von Hypothesen und Theorien, die in den vorherrschenden Ansätzen der Wissenschaftslehre verbindungslos nebeneinander erstarrt sind – in ein gemeinsam einheitliches Prozeßmodell einbezogen“ (ebd.).

Breuer sieht in der Selbstanwendung der (empirischen) Problemlösepsychologie eine Chance für die Verbindung der in der szientifischen Wissenschaftstheorie disparat nebeneinander stehenden Teilaspekte des methodischen Vorgehens im Rahmen eines einheitlichen Prozessmodells der wissenschaftlichen Arbeit. Wenn die Wissenschaft psychologisch als Problembearbeitung und ihre Methoden dementsprechend als Instrumente zur Lösung von Problemen definiert sind, dann kann die Psychologie des Problembearbeitens und des Problemlösens unmittelbar auf die Qualifizierung und Optimierung von Lösungswegen für wissenschaftliche Aufgaben übertragen werden.

Eine Ausgestaltung der bei Herzog skizzierten „Psychologie-Psychologie“ könnte nach dem Gesagten in dem Sinne erfolgen, dass die auf der Grundlage empirischer Arbeit gefundenen Strukturen von Problemlöseprozessen als einheitlicher Rahmen für die Ausgestaltung einer empirisch fundierten Methodologie der qualitativen Forschung genutzt werden. Anders als in der naturwissenschaftlichen Methodologie stehen die Bestimmungsstücke des Forschens hier nicht „verbindungslos nebeneinander“, sondern formieren sich zum Rahmen einer Bedingungsanalyse schöpferischer Problemlösungen. Breuers Warnung vor der Überschätzung kognitiver und individueller Bedingungen macht allerdings darauf aufmerksam, dass eine ungeprüfte Übernahme von Resultaten der Problemlöseforschung in die Psychologie des wissenschaftlichen Problemlösens nicht möglich ist. Denn als theoretisch wie methodisch fundierte Forschung unterliegt auch sie der tradierten szientifischen Vereinseitigung, die mit der Zugehörigkeit der Psychologie zu zwei wissenschaftlichen Denk- und Forschungskulturen und der allmählichen Durchsetzung des szientifischen Paradigmas in der Psychologie des 20. Jahrhunderts verbunden ist.

5. Gestaltpsychologie des „Produktiven Denkens“ – Kernparadigma einer prozessorientierten Problemlöseforschung

Mit der Anbindung der psychologischen Bestimmung des wissenschaftlichen Handelns an die Problemlöseperspektive ist die Aussicht auf die Entwicklung einer gegenstandsangemessenen Methodologie des qualitativen Forschens an die Arbeit der Problemlöseforschung verwiesen. Es entsteht jedoch das Problem, dass die psychologische Problemlöseforschung wie die Psychologie im Ganzen vom Überwiegen der szientifischen Position geprägt ist. Die moderne Denkpsychologie geht wie die szientifische Wissenschaftstheorie von einem einseitig rationalistischen Menschenbild aus: Analog dem Menschenbild der ‚Kognitiven Psychologie‘ ... reduziert die Problemlösungs-Forschung den Menschen auf ein informationsverarbeitendes System, das rational mit Problemen umgeht“ (Simons 1981, 223). Entsprechend der Modellierung von Erlebens- und Verhaltensmomenten nach Analogie der (maschinellen) Informationsverarbeitung dringt die psychologische Analyse von Problemlöseprozessen heute in Mikrobereiche des Registrierens, Speicherns, Aktivierens und Transformierens von Daten vor, ohne jedoch ihre Sinnlichkeit und Ganzheitlichkeit als Handlungszusammenhänge im Blick zu behalten.

Ein Rückgriff auf (frühere) Erkenntnisse der Gestaltpsychologie ist insofern nicht nur naheliegend, weil die Problemlöseforschung einen bevorzugten Gegenstandsbereich der Gestaltpsychologie darstellt, sondern auch notwendig, weil darin der Handlungsaspekt von zentraler Bedeutung ist. Als Vorzug der gestaltpsychologischen Forschungstradition erscheint besonders, dass empirisch-psychologische Forschung in prototypischer Weise mit einem ganzheitlich-beschreibenden Zugang verbunden ist. Was die Gestaltpsychologie an Kritik gewöhnlich belastet – dass sie zwar den übergreifenden Wirkungsrahmen von produktiven Lösungen bestimmt, ohne jedoch mikrogenetische Aspekte zu klären – bedeutet für die Selbstthematisierung der Problemlösepsychologie einen kaum zu überschätzenden Vorteil: Denn für die Grundlegung einer Methodologie der qualitativen Forschung interessieren nicht die Mikroprozesse des Speicherns und Abrufens von Informationen, hier interessiert gerade das übergreifende prozessuale Bedingungsgefüge der Problemlösehandlungen.

Als Darstellung des psychologischen Bedingungsrahmens von Problemlösehandlungen haben die Klärungen der Gestaltpsychologie bis heute ihre Gültigkeit bewahrt. Die gängigen Definitionen des Problemlösens sind unschwer als Paraphrasierungen der gestaltpsychologischen Modellierung von

Denkhandlungen auszumachen: „Unter Problemlösen versteht man – in selten vorfindbarer Übereinstimmung – das Bestreben, einen gegebenen Zustand (Ausgangszustand, Ist-Zustand) in einen anderen, gewünschten Zustand (Zielzustand, Soll-Zustand) überzuführen, wobei es gilt, eine *Barriere* zu überwinden, die sich zwischen *Ausgangs-* und *Zielzustand* befindet (Hussy 1984, 114).

In der (unstrittigen) Definition des Problemlösehandelns finden sich alle grundlegenden Gestalteigenschaften verzeichnet: „Ausgangs- und Zielzustand", eingeschlagene „Lösungsrichtung" und hemmende bzw. ablenkende „Barrieren" sowie die zur Überwindung der Barrieren eingesetzten „Operationen". Diese deskriptive Grundstruktur und die daraus resultierenden experimentellen Versuchsanordnungen und Befunde wollte der Begründer der Gestaltpsychologie, Max Wertheimer, dazu nutzen, die Bedingungen fruchtbarer („produktiver") Entdeckungsverläufe und ihrer Störung, Hemmung bzw. Vereitelung aufzuzeigen. Wenn die wissenschaftlichen Problemlösungen dem alltäglichen Problemlösen dadurch überlegen sein sollen, dass sie das Bedingungsgefüge des Problemlösens in eine reflektierte Umsetzung bringen und insofern Maßstäbe für eine systematische Wirklichkeitserfassung setzen, entsteht für eine psychologische Methodenlehre demzufolge die Aufgabe, die gestaltpsychologischen Forschungen zum Produktiven Denken im Sinne einer Optimierung von Entdeckungshandlungen aufzubereiten. Aus den Kriterien der Optimierung von Lösungshandlungen im Allgemeinen können entsprechend spezifische Methodenstandards von wissenschaftlichen Problemlösehandlungen abgeleitet werden.

Die Übertragbarkeit allgemeiner Kennzeichen von Problemlösehandlungen auf die wissenschaftlichen Problemlösungen stand nicht ausdrücklich im Programm der Gestaltpsychologie. Allerdings ist Wertheimer bereits ausdrücklich von Gemeinsamkeiten alltäglicher Entdeckungshandlungen mit wissenschaftlichen Lösungshandlungen ausgegangen. Für Wertheimer stellte die Problematik einfacher Schulaufgaben strukturell keine andere Herausforderung dar als die Entdeckung der Relativitätstheorie durch Einstein (vgl. Wertheimer 1957). Eine Selbstanwendung der Psychologie des Produktiven Denkens auf das Vorgehen der Wissenschaft ist aus gestaltpsychologischer Sicht der Dinge daher absolut nahe liegend.

Ansätze einer solchen Übertragung der gestaltpsychologischen Kennzeichen von Problemlösehandlungen auf das wissenschaftliche Handeln haben Bromme und Hömberg in den siebziger Jahren verfolgt. Ausgehend von der Problembestimmtheit der Wissenschaft haben sie die in der Definition genannten Momente als ein Bedingungsgefüge wissenschaftlicher Problemlösehandlungen aufgegriffen und ihre gestaltbildende Dynamik als Grundlage für eine wissenschaftliche Heuristik geltend gemacht (Bromme u. Hömberg 1977). Demnach geht das wissenschaftliche Problemlösen wie das Problemlösen im Allgemeinen auf ungeschlossene *„Spannungssysteme"* zurück, in denen ein

offener Ausgangszustand über einen *„Handlungsplan“* und verschiedene (wissenschaftliche) *„Operationen“* in einen *„Zielzustand“* transformiert wird (Bromme u. Hömberg 1977, 78 ff.). Allerdings bleiben die aufgewiesenen Parallelen von alltäglicher und wissenschaftlicher Problemlösung bei Bromme und Hömberg ohne Bezug auf den Gesamtrahmen von Forschungsmethodologie und Forschungsprozess.

Um von solchen punktuellen Analogien zwischen vorwissenschaftlichem und wissenschaftlichem Problemlösen zu einer gestaltpsychologisch fundierten Methodenlehre vorzudringen, müssen die gestaltpsychologischen Grundlagen von Problemlösehandlungen in den Rahmen eines in sich schlüssigen Gesamtkonzeptes eingespannt werden, woraus in einem weiteren Schritt die daraus folgenden Methodenstandards einer qualitativen Methodologie generiert werden können (vgl. im gleichen Sinne bereits Simons 1981).

6. Rahmenmotive des Produktiven Denkens als Grundlage der Gewinnung von psychologisch fundierten Methodenstandards

Die hier angedeutete Aufgabe habe ich in der bereits erwähnten Arbeit zu erfüllen gesucht (Fitzek 2004). Dort wird die Gestaltpsychologie des Produktiven Denkens neu aufgerollt, um daraus Kriterien der Prozessdynamik wissenschaftlicher Problemlösungen abzuleiten. Durch die Übertragung empirischer Forschungsergebnisse zum Produktiven Denken auf die Problemlösungsstrategien wissenschaftlicher Konzepte konnte in Selbstanwendung der Entwurf einer gegenstandsangemessenen Methodologie erarbeitet werden. Da die gestaltpsychologischen Kriterien aus deskriptiven Erfahrungen abgeleitet und durch empirisch-psychologische Analysen von Problemlösehandlungen belegt sind, führen sie aus der üblichen Wahllosigkeit mehr oder weniger beliebig vorgenommener Klassifikationen oder Kategorientafeln heraus und richten einen in sich geschlossenen, fundierten Gesamtrahmen für wissenschaftliche Problemlösungen ein. Der psychologische Charakter von Problemlösehandlungen kann durch insgesamt acht Rahmenmotive definiert werden, die damit auch grundlegend sind für die Darstellung und Einschätzung wissenschaftlicher Produktionsverläufe.

Als Ausgangspunkt für die Selbstanwendung der Psychologie im Sinne von Problemlöseprozessen wurde die Einbettung des Lösungsgeschehens in den Ablaufcharakter des Erlebens und Verhaltens markiert. Lewin fasst die Geschlossenheit und Unbestimmtheit der Problemsituation im Begriff der *„Handlungsganzheit“* (Lewin 1926), mit dem das „Herauswachsen *eines* Gedanken-

ganges aus den Lücken in der Situation, aus den Störungen der Struktur und dem Bestreben, sie zu heilen“ beschrieben wird (Wertheimer 1957, 58). Dabei wird ein jeweils spezifischer *Problemraum* eröffnet, der gleichzeitig durch eine aufsteigende („bottom-up“ gerichtete) *Materialanalyse* wie durch eine absteigende („top-down“ gerichtete) *Zielanalyse* erschlossen wird. Die psychologische Dynamik der Problemlösungen wird charakterisiert durch regelgeleitete *Transformationen* im Lösungsprozess, die mittels *Abstandsvariation und Perspektivenverschiebung* flexibel gehalten werden. Als Zielperspektive der Gesamthandlung erscheint die Findung von *Lösungsformeln*, deren Bewertung gleichzeitig über die mehr oder weniger gelungene *Abbildung des Problemraums wie über die Eigendynamik des Prozessgeschehens* möglich ist (vgl. Fitzek 2004, 30 ff.).

Wie oben ausgeführt worden ist, besteht der Gewinn einer solchen gestaltpsychologischen Modellierung der wissenschaftlichen Prozessdynamik in der Übersetzung dieses Rahmens in Methodenstandards einer qualitativen Methodologie. Durch sie erhalten die Methodenfragen der qualitativen Methodologie eine einheitliche und empirisch-fundierte Einordnung. Als Darstellung des Lösungsgeschehens umreißt die Reihe der acht Methodenstandards ein eigenes psychologisches Methodenkonzept der qualitativen Forschung – in Abhebung von den naturwissenschaftlich fundierten Forschungskriterien:

Das Moment der Handlungsganzheit ist in der Heuristik der wissenschaftlichen Problemlöseprozesses repräsentiert durch das Moment der *Gegenstandsgewinnung*, die Formulierung von Fragestellungen durch die *Problemrealisierung*, Material- und Zielanalyse werden im Sinne von Methodenstandards durch *Materialerschließung* und *Theoriedurchdringung* repräsentiert. Die Transformation im Lösungsprozess fordert eine für die Ausgestaltung psychologischer Methoden unerlässliche *Konsequenz der Ableitung*, die Momente von Abstandsvariation und Perspektivenverschiebung eine ausreichende *heuristische Tiefe*. Die Zielperspektiven für Problemlöseprozesse werden in der gestaltpsychologisch fundierten Methodologie gewährleistet durch die Forderungen nach *operativer Prägnanz* (im Sinne der Lösungsformel) und *gegenständlicher Relevanz* (im Sinne einer Lösungsbewertung).

7. Nutzung der Methodenstandards als Vergleichsmaßstab und Gütekriterien

Von der Ausgangsbeobachtung des Methodendefizits in der qualitativen Forschung wurde die Hypothese aufgestellt, die Gestaltpsychologie schaffe durch ihre vorbildliche Thematisierung von Problemlöseaspekten günstige Voraussetzungen für die Entwicklung einer dem Szientismus ebenbür-

tigen Methodologie. Dafür steht in der Selbstanwendung der Problemlösepsychologie ein metatheoretischer Rahmen bereit, der zwar nicht die absolute Gültigkeit und Widerspruchsfreiheit der formalen Logik garantiert, dafür aber auf empirisch gefundenen Eigenschaften erfolgreicher Entdeckungshandlungen beruht. Indem aus den gestaltpsychologischen Rahmenmotiven Methodenstandards entwickelt wurden, die in allen Forschungsunternehmungen behandelt und eingelöst werden müssen, erhält die qualitative Forschung eine dem normativen Konzept der szientifischen Wissenschaftstheorie entsprechende immanente Geschlossenheit, die zudem über eine eigene, empirisch gesicherte Plausibilität verfügt.

In der erwähnten umfangreichen Arbeit lag der Fokus der Darstellung auf der Nutzung der Methodenstandards als Vergleichskriterien für verschiedene Forschungskonzepte. Über die auf die empirischen Ergebnisse der Gestaltpsychologie gestützten Methodenkriterien konnten so unterschiedliche Konzepte wie die ursprünglich aus der szientifischen Tradition stammende Inhaltsanalyse und die vom dezidiert hermeneutischen Standpunkt abgeleitete morphologische Psychologie verglichen werden. Das berechtigt zu der Annahme, dass die Methodenstandards jenseits ihrer Verwendbarkeit für den Vergleich verschiedener Konzepte ein allgemeines Anspruchsniveau für die Durchführung qualitativer Forschungen definieren. Wenn jedes konkrete Forschungsunternehmen mehr oder weniger reflektiert an die Ausgestaltung erfolgreicher wissenschaftlicher Problemlösung gebunden ist, dann stellen die Methodenstandards gleichfalls eine Voraussetzung für die Formulierung von Gütekriterien der qualitativen Forschung dar – und zwar eine günstigere Voraussetzung als die aus der szientifischen Forschungstradition abgeleiteten Kriterien.

Das Erreichen einer ausreichenden Problemrealisierung, eines ausgeglichenen Verhältnisses von Materialerschließung und theoretischer Durchdringung oder einer optimalen Konsequenz der Ableitung trägt demnach weiter als die aus der szientifischen Tradition abgeleiteten Kriterien wie umfassende Definiertheit, Hypothesenexplikation, Objektivität. Allerdings kann die Leistungsstärke bzw. Tragweite der gefundenen Methodenstandards für die Durchführung konkreter Forschungsunternehmungen wegen der hier gebotenen Kürze der Darstellung nicht in ähnlicher Ausführlichkeit wie in der erwähnten Vergleichsstudie diskutiert werden. Aus diesem Grund beschränke ich mich in der folgenden Diskussion des Einsatzes der genannten Methodenstandards für die Qualitätskontrolle auf die beispielhafte Besprechung eines einzigen der genannten Kriterien. Dabei liegt die vielleicht größte Herausforderung für die Konzeptualisierung von qualitativen Gütekriterien in der Ersetzung der klassischen Zielperspektiven von Reliabilität und Validität.

Wegen deren zentraler Bedeutung werden die Qualitätsmaße von Reliabilität und Validität gelegentlich als wichtigste und eigentliche Gütekriterien der empirischen Forschung genannt. Für eine Ersetzung des Reliabilitätsmaßes müsste gezeigt werden, dass die mithilfe algorithmischer Operationen bemes-

sene Zuverlässigkeit der Forschungsoperationen durch identifizierbare psychologische Heurismen wie den Nachweis verbindlicher narrativer Muster und Strukturen kompensiert werden kann. Entsprechende Gesichtspunkte sind in der Methodendiskussion erst in Ansätzen erkennbar; ich kann darauf im vorliegenden Text nicht weiter eingehen. Weiter fortgeschritten sind hingegen die Überlegungen zur Kritik und Ersetzung des Validitätsmaßes. Traditionell bemisst dieses Maß die Glaubwürdigkeit der Untersuchungsergebnisse im Hinblick auf die erforschte Realität. Gegenüber der darin unterstellten Trennung von erfahrener und konstruierter Realität in der Wissenschaft bemüht sich die qualitative Methodologie gerade umgekehrt um die Sicherstellung der Qualität ihrer Untersuchungsergebnisse durch die Berücksichtigung der Übergänge von erforschter Realität und Forschungsrealität – worauf die folgende exemplarische Diskussion etwas ausführlicher eingehen wird.

8. Von der Validierung zur Relevanzprüfung – Beispielexplikation eines Methodenstandards für die qualitative Forschung

Im empiristischen Wissenschaftsparadigma ist die Zielperspektive der Validität vom Anspruch der Deckung der Forschungsergebnisse mit der zu erfassenden Realität abgeleitet. Es wird davon ausgegangen, dass wissenschaftliche Konstrukte prinzipiell erfahrungsunabhängige Konstruktionen darstellen, deren Qualität mithilfe empirischer Hinweise auf den Wahrheitsgehalt der Hypothesen bemessen werden kann. Dieser Punkt ist in der qualitativen Forschung besonders umstritten, weil qualitative Ansätze in der Regel von einem eher konstruktivistischen Wirklichkeitsbegriff ausgehen. Von einem solchen Wirklichkeitsmodell her erscheint eine Bemessung der Untersuchungsergebnisse an der (äußeren) Wirklichkeit überhaupt nicht möglich (vgl. etwa Steinke 1999). Da ein naiver Realismus auch der szientifischen Tradition keine Basis mehr bietet, gehen die Empiristen inzwischen nicht mehr von der Realisierbarkeit einer Übereinstimmung wissenschaftlicher Aussagen mit objektiv erfassbaren Verhältnissen in der Wirklichkeit aus. Angestrebt wird nun nicht mehr die Verifizierung, sondern lediglich die Bewährung von Hypothesen. Im gestaltpsychologischen Sinne impliziert aber auch das Bewährungsmodell mit der Idee einer größeren oder geringeren „Wahrheitsnähe“ oder „Wahrscheinlichkeit“ von hypothetischen Aussagen nach wie vor eine Aufspaltung in mehr oder weniger deckungsgleiche Realitätsentwürfe (Popper 1934/71, 226; vgl. Groeben u. Westmeyer 1975, 145 ff.).

Die qualitative Methodologie enthält sich einer solchen hintergründigen Aufteilung von Wirklichkeit. Statt der unterstellten Auftrennung und Abgleichung von zwei Realitäten liegt dem Methodenstandard der gegenständlichen Relevanz die Auffassung zugrunde, in der Forschung werde Erfahrungsrealität nach methodisch fixierten Regeln in Forschungsrealität überführt. Mit der gegenständlichen Relevanz von qualitativen Untersuchungen wird aufgegriffen, dass der Forschungsprozess aus der Erfahrungswirklichkeit durch Umstrukturierung hervorgeht und als deren Fortsetzung aufgefasst werden kann und muss. Qualitative Methoden beruhen demnach auf der Steuerbarkeit dieser wissenschaftlichen Modellierung von Wirklichkeit, in der die Unsicherheit und Kasuistik von Alltagsbeobachtungen über standardisierte Operationen nach explizierbaren Regeln überwunden wird.

Als Vorbild des Methodenstandards ist auch hier wiederum die gestaltpsychologische Empirie des Produktiven Denkens zu sehen, die Problemlösehandlungen – im Alltag wie in der Wissenschaft – als charakteristische Umstrukturierungen von dynamischen Problemkernen definiert hat. Ihre „Prägnanz" gewinnen die Problemlösungen in komplexen Problemstellungen wie der Wissenschaft nicht durch externe Beglaubigungen, sondern über die Strukturierung des Verlaufsgefüges der Problembewältigung. Das wird in der Gestaltpsychologie des Produktiven Denkens dadurch ausgedrückt, dass die Qualität der Aufgabenlösung in komplexen Problembearbeitungen nicht (nur) durch die formale Passung von Aufgabenstruktur und Lösungsweg zu ermitteln ist, sondern (auch) über das „Relief" des Denkens mit spezifischen Belastungen, Fixierungen, Blockaden und Par Force-Lösungen (Duncker 1935, 34).

In der Gestaltpsychologie wird Produktives Denken als Formung und Umformung der Aufgabenstruktur charakterisiert. Wenn Duncker beschreibt, wie der Klärungsprozess der Problemlösehandlung und ihrer Gestaltentwicklung „kleben" bleibt, „fixiert" wird, auf „Widerstand" trifft, regrediert, vorangetrieben wird, dann verweisen solche Qualifizierungen des Lösungsgeschehens auf eine tiefenpsychologische Seherfahrung, nach der Lösungsprozesse als mehr oder weniger gelingende, labile, störanfällige Ausdrucksbildungen von mehrschichtigen und ambivalenten Problemkernen aufzufassen sind.

Wie bei den anderen Rahmenmotiven erfolgreicher Problemlösehandlungen ist auch im Fall der Eigendynamik des Lösungsgeschehens eine Übertragbarkeit auf wissenschaftliche Problemlöseprozesse angezielt. Wissenschaftliche Erkenntnisprozesse sind, gestaltpsychologisch gesehen, nicht auf die Abbildung und Darstellung von (äußerer) Realität beschränkt, sondern ein Realisierungsgeschehen mit eigenem psychologischem Entwicklungsrelief. Wissenschaftliche Problemlöseprozesse haben einen gleichfalls materialen Charakter, der durch Momente wie Flüssigkeit, Zähigkeit, Starre, Beweglichkeit, lockere oder feste Gefügtheit gekennzeichnet ist – vgl. die von Herrmann wohl eher metaphorisch gemeinte „Dickleibigkeit" von Forschungsbemühungen (Herrmann 1976, 62 f.), die von Thomae beobachteten „Verstümmelungen" (Tho-

mae 1991, 190) oder Jüttemanns Hinweis auf „Deformierungen“ (Jüttemann 1983, 34) im Forschungsgeschehen.

Im Interesse eines optimalen Aufschlusses über ihren Untersuchungsgegenstand müssen qualitative Untersuchungen ihr Forschungsprofil offen legen und reflektieren. Es wäre methodologisch konsequent, das Gelingen der wissenschaftlichen Problemlöseaufgabe vor dem Hintergrund des psychologischen Reliefs konkreter Forschungsverläufe zu bemessen. Das Entwicklungsrelief des Forschens darf nicht in eine Forschungspsychologie abgeschoben werden, es ist als Gestaltungsleistung einer adäquaten wissenschaftlichen Gegenstandsmodellierung aufzufassen. Fixierungen und Störungen des Forschungsprozesses sind entsprechend nicht auf mehr oder weniger zufällige Fehler und Schwächen der Forschenden zu beziehen, sondern im Sinne der wissenschaftlichen Realisierungsleistung des Forschungsunternehmens zu würdigen.

Mit dem Methodenstandard der gegenständlichen Relevanz werden diese Verhältnisse nicht nur aufgegriffen, sie werden in das Konzept einer qualitativen Methodologie integriert. Wenn es sich in der wissenschaftlichen Arbeit grundsätzlich nicht um eine objektivierbare Tätigkeit handelt, sondern immer um (mehr oder weniger kunstvoll gehandhabte) Modellierungsprozesse von Wirklichkeit, dann ist das Entwicklungsrelief des Forschens prinzipiell nicht eine vom Gegenstand abtrennbare Wirklichkeit – vielmehr setzen sich in der wissenschaftlichen Bearbeitung und Behandlung von Wirklichkeit notwendig deren strukturelle Kernprobleme und Eigenheiten durch.

Spätestens hier ist nun aber der oben erwähnten Komplikation zu gedenken, dass die Überschneidung von Gegenstandslogik und Entdeckungslogik in der wissenschaftlichen Darstellung (und Herstellung) von Realität nicht gut gelitten ist. Die Zusammengehörigkeit von erforschter Realität und Forschungslogik erscheint auf dem Hintergrund des vorherrschenden szientifischen Methodenverständnisses wie ein Verstoß gegen das Objektivitätsgebot und damit wie ein Rückfall in die unkritische Alltagshaltung. Angesichts dessen haben Fachvertreter der qualitativen Richtung zum Gegenangriff ausgeholt und den Verdacht geäußert, die Kollegenschaft entledige sich über die wissenschaftlichen „Reinheitsgebote“ der im Forschungsalltag erfahrenen Tücken und Misslichkeiten, sie isoliere komplexe Zusammenhänge mit dem Hinweis auf die zu erreichende Forschungsobjektivität und diskreditiere die mit ihrem Gegenstand untrennbar verbundene Ambivalenz von Sinntendenzen als zufällig streuende Störvariable. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler reagierten darauf eher irrational mit Ignoranz, Abwehr, Fluchtmanövern oder der Suche nach einer unangreifbaren Position (vgl. Breuer 1991; Mruck u. Mey 1996).

9. Gegenständliche Relevanz als Gütekriterium

Jenseits der methodologischen Streitkultur um die Überschneidungen von „subjektiver“ und „objektiver“ Wirklichkeit im Forschungsgeschehen ist hier ein Weg aufzuzeigen, wie die qualitative Methodologie aus einer nur abwehrenden Gegenposition zu einem eigenen, der Validität strukturell ebenbürtigen Maß für die Qualität von (qualitativen) Forschungsunternehmungen gelangen kann, wenn die Grundlage einer Bemessung der wissenschaftlichen Abbildung von Realität an einer wie auch immer gearteten „objektiven“ Abbildungsgrundlage entfällt. Die Diskussion eines solchen letztlich nur aus den Qualifizierungen der wissenschaftlichen Modellierung von Wirklichkeit abzuleitenden Gütekriteriums hat im Gestaltdenken eine, wenn auch wenig rezipierte, lange Tradition (vgl. dazu bereits die Darstellung des Versuchs als „Vermittler zwischen Subjekt und Objekt“ sowie die damit korrespondierende Definition der morphologischen Methode als „gegenständliches Denken“ bei Goethe 1949; dazu auch Fitzek 1994).

In der Explikation dieses Kriteriums durch die Gestaltpsychologie sind die Interferenzen von Gegenstandsabbildung und Gegenstandskonstruktion infolge der thematischen Beschränkung auf weitgehend in sich geschlossene Wahrnehmungs- bzw. Denkfigurationen in den Hintergrund getreten. Die von Goethe diskutierte Unvollkommenheit der Gestalten und ihre Fortsetzung im methodischen Zugriff werden zwar implizit in der Darstellung der Verschränkung von Gestalten in (anderen) Gestalten mitbewegt (vgl. etwa Weizsäckers „Gestaltkreis“ sowie Lewins Untersuchungsreihe zur Handlungs- und Affektpsychologie), aber nicht in ihrer methodologischen Bedeutung gewürdigt. Die grundsätzliche Ungeschlossenheit des Psychischen Gegenstandes und seine daraus hervorgehende Metamorphosetendenz im Rahmen der wissenschaftlichen Erfassung hat Salber im Konzept der „Ausdrucksbildung“ thematisiert, das seelisches Geschehen allgemein als Umsatz von Gestalten in Gestalten fasst und ausdrücklich auch die wissenschaftliche Rekonstruktion von Wirklichkeit übergreift (Salber 1984; Fitzek u. Salber 1996).

Die Erfassung seelischer Wirklichkeit im wissenschaftlichen Problemlöseprozess geschieht demnach nicht als eine (mehr oder weniger) naturgetreue Abbildung des phänomenalen Geschehens sondern als (mehr oder weniger) kunstgerechte Modellierung von Wirklichkeit im wissenschaftlichen „Werk“. Einem solchen methodologischen Gestaltkonzept entsprechend sind Gegenstands- und Entdeckungslogik grundsätzlich im Übergang begriffen und daher auch nur als Übergang evaluierbar.

Ein Autor, der die Ausdrucksbildung von Gegenstands- und Entdeckungslogik aus gestaltpsychologischer Perspektive wahrgenommen und verfolgt hat, ist der Ethnopsychoanalytiker Georges Devereux (vgl. zu Devereux besonders

auch Breuer 1991; 1999). Dieser ausdrücklich auf die Gestaltpsychologie zurückgehende Autor ging davon aus, dass die Forschungsgegenstände und die Art ihrer Erforschung in einem Verhältnis zueinander stehen, das durch (Gestalt-) Gesetze der „Fortsetzung" und „Schließung" organisiert ist (vgl. Devereux 1951, 19 ff.; 1984, 340 f.). Die Eigenart des wissenschaftlichen Zugangs zu den Gegenständen der Humanwissenschaft ist jeweils durch deren gegenständliche Eigenart bedingt – wie umgekehrt der wissenschaftliche Zugang auch jeweils eine Einwirkung in die Eigenart der erforschten Gegenstände darstellt.

Seinem psychoanalytischen Denkgerüst entsprechend logifizierte Devereux den Zusammenhang von Gegenstand und Methode in der Terminologie von „Übertragung" und „Gegenübertragung". Man kann darin aber mit gleichem Recht eine „Übertragung" von Gestaltverhältnissen aus der Gegenstandslogik in den wissenschaftlichen Umgang mit dem Gegenstand sehen. Der Zusammenhang von „Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften" (Devereux 1967/84) rührt daher, dass die Gegenständlichkeit des Psychischen sich nicht auf die Sachlage reduzieren lässt sondern auf deren wissenschaftliche Erfassung ausgreift. Es ist angsterregend, dass die Humanwissenschaftler – als menschliche Wesen – den Begründungs- und Wirkungszusammenhängen ihres Gegenstandes unterstehen und dass die wissenschaftlichen Entdeckungsprozesse in ihrer psychologischen Eigenart strukturell den gleichen Gesetzen unterworfen sind wie ihr Forschungsgegenstand. Nach Devereux ist die psychologische Forschung – anders als die Naturwissenschaft – kraft ihrer Methode von der Eigengesetzlichkeit der zu erforschenden Wirklichkeit nicht etwa separiert, sondern im Gegenteil gerade darauf angewiesen, zum – wenngleich methodisch kontrollierten – Teil dieser Wirklichkeit zu werden.

Was zunächst wie ein zusätzliches Hindernis im ohnehin nicht leicht zu bestellenden Feld der Humanwissenschaft erscheint, bringt nach Devereux gleichwohl neue Möglichkeiten der Gegenstandserfassung und -kontrolle mit sich. Wenn sich zwischen Gegenstands- und Entdeckungslogik tatsächlich die oben angedeuteten gestalthaften Ergänzungs- und Entsprechungsverhältnisse finden lassen, dann eröffnet das methodisch die Chance, Lücken und Unklarheiten in der Ansicht der Gegenstände über die Reflexion auf die Eigenart des jeweiligen Zugangs zum Gegenstand zu erhellen. Aus dem Schicksal von Forschungsprozessen ist nicht nur das Können der Forscherinnen und Forscher abzulesen. Nach Devereux erschließen sich aus dem Profil des Forschungsprozesses, gerade auch aus Hemmnissen, Fehlern, Umwegen und Rückschlägen im Umgang mit den Gegenständen, vielfach die wertvollsten Erkenntnisse über deren verborgene Eigenart.

Von psychoanalytischen Feldstudien erschloss sich Devereux die Erkenntnis, in welcher Weise sich hintergründige Züge der erforschten Sache unbemerkt – und ängstigend – in der Behandlung der Forschungsgegenstände ausdrücken. Anhand seiner Erfahrungen mit der Lebenswelt fremder Kulturen

konnte Devereux zeigen, dass sich die verdeckten Mythen und Tabus der erforschten Kulturen oftmals in den Widersprüchen und Behinderungen, Entstellungen und Verleugnungen ihrer wissenschaftlichen Erschließung ausdrücken und über diesen indirekten „Ausdruck“ in der (verhinderten) Wissenschaft aufgreifen und entschlüsseln lassen.

Die durch die Übergänge von erforschter Realität und Forschungsrealität in der Psychologie komplizierten Verhältnisse sind für Devereux somit keine (sinnlose) Belastung des Forschungsprozesses, sie schaffen vielmehr eine Reflexionsbasis, die anderen wissenschaftlichen Disziplinen nicht zugänglich ist. Was der Gegenstand im methodischen Zugriff nicht selbst offenbart, kann aus dem Gestaltungsprozess des Forschens abgelesen und ergänzt werden. Die Fähigkeit zur Psychologisierung des eigenen Forschens befähigt die Verhaltenswissenschaftler nach Devereux zu einer reflexiven Wendung ihrer Forschungsunternehmungen im Sinne der Fortsetzung und Austragung von gegenständlich bestimmten Problemkernen. Dass zentrale Aspekte des Forschungsgegenstandes über die Reflexion auf das Forschungsschicksal aufzuklären sind, hält Devereux auf dem Hintergrund der Gestaltpsychologie für eine „epistemologisch ausschlaggebende“ Entdeckung (Devereux 1984, 336).

In diesem Zusammenhang stellt es eher ein Problem dar, dass Devereux’ Ausführungen zur Entstehung und Handhabung der Interferenzen von Forschungsgegenstand und Forschungsmethode – trotz des Bezuges auf die Forschungsrealität der Verhaltenswissenschaften im Allgemeinen – letztlich weitgehend auf die psychoanalytische Tradition und damit auch auf das analytische Behandlungssetting bezogen bleiben. Die Beispiele zu den Ausdrucksverhältnissen von Forschungsgegenstand und Forschungsprofil beschränken sich gerade an der „epistemologisch ausschlaggebenden“ Textstelle auf Interferenzen im therapeutischen Setting – z. B. das aus unvollständigem Erfahrungsmaterial hervorgehende „Unbehagen“ des Analytikers, seine Weiterführungstendenzen angesichts unterdrückter Ausdruckstendenzen des Patienten (Devereux 1984, 341) und die dadurch in Gang gesetzte „Gegenübertragungsverzerrung“ auf Seiten des behandelnden Therapeuten (Devereux 1984, 347). Demgegenüber wäre zu zeigen, dass die Interferenzen von unvollständiger Wahrnehmung und wahrgenommener Unvollständigkeit nicht nur im therapeutischen Zugang kongruieren, sondern auch im Forschungsalltag. Die zentrale Aufgabe besteht hier wie dort darin, „angstvolles“ Vermeiden durch systematisches „Handhaben“ der in der Wahrnehmungsstörung verborgenen Ausdruckstendenzen zu ersetzen.

10. Umsetzbarkeit der Relevanzprüfung in konkreten Forschungsprojekten

Die Gestaltperspektive wendet den Fokus der (Gegen-) Übertragungsanalyse vom Interesse an der Pathologie des Forschens auf das Interesse an der unvollständigen Ausdrucksbildung der Forschungsgegenstände. Auf die Qualität des Forschungsprozesses wird hier nicht in dem Sinne reflektiert, was dem einzelnen Forscher als Einzelindividuum durch seine persönlichen blinden Flecken im Angesicht der psychischen Wirklichkeit zustößt, sondern was ihm der Gegenstand als Lösungsaufgabe zumutet. Zur Ausgestaltung einer qualitativen Methodologie tragen Devereux' Darstellungen der Fortsetzung der gegenständlichen Realität durch die Forschungsrealität insofern bei, als seine Beobachtungen in die Formulierung eines Gütekriteriums Eingang finden, mit dem der Forschungsprozess aus seiner Dynamik heraus geprüft und eingeschätzt werden kann. Im Sinne einer Qualitätskontrolle können Forschungsprozesse danach befragt werden, inwieweit die Ausdrucksbildung der Eigenart des Gegenstandes über die Eigenschaften des Forschungsschicksals dokumentiert und methodisch genutzt wird.

Mit dem Gütekriterium der gegenständlichen Relevanz wird der wissenschaftliche Problemlöseprozess ausdrücklich und systematisch auf den Charakter des Gegenstandes psychologischer Untersuchungen bezogen. Allerdings kann sich dieser Bezug nicht – in Analogie zur Validitätskontrolle – auf äußere bzw. quantifizierbare Parameter stützen (wie Stichproben-, Konstrukt- oder Kriterienvalidität). Wie oben dargestellt, beruht die Validierung auf der Spaltung und (nachträglichen) Abgleichung zweier Wirklichkeitsmodelle, für die eine Art von Deckungsindex berechnet werden kann. Ein solches „Mehr oder Weniger" ist für die zu prüfende gegenständliche Relevanz von psychologischen Untersuchungen nicht zu erwarten – und auch gar nicht zu wünschen. Nichtsdestoweniger ist die über die gegenständliche Relevanz zu ermittelnde Qualität der Modellierung von Erfahrungsrealität durch Forschungsrealität gleichfalls zu einer fundierten Bewertung von Forschungsunternehmungen im Bereich der qualitativen Methoden gefordert.

Beruht das Gütekriterium der Validität auf der Zusammenfügung künstlich voneinander getrennter Wirklichkeitsebenen, so wird mit dem Kriterium der gegenständlichen Relevanz vom untrennbaren Übergang von Erfahrungsrealität und wissenschaftlicher Modellierung ausgegangen. Folglich weist seine Sicherungsfunktion in eine diametral entgegengesetzte Richtung. Gegenüber den auf die Zusammenfügung der erforschten mit der konstruierten Realität abzielenden Validierungsbemühungen ist die Relevanzprüfung nicht auf die Vermeidung oder Entmischung von Interferenzen ausgerichtet, sondern umgekehrt auf die gezielte Provokation der durch Angst und Abwehr verdeckten

Interferenzen. Die Tendenz der Forschenden, ihren Gegenstand vollständig und (möglichst) zweifelsfrei vorzustellen, muss mit Blick auf die interferierenden Lücken und Inkontingenzen des Forschens künstlich gestört werden.

Von größter methodischer Bedeutung ist dabei die Einsicht, dass die doppelte Perspektive auf Forschungsgegenstand und Forschungsverlauf infolge der ambivalenten Motivierung – durch Aufdecken und Abwehr – technisch nicht ohne das Dazwischentreten eines brechenden bzw. reflektierenden Mediums gewährleistet werden kann. Hierfür ist die Einführung einer Instanz unerlässlich, die den Interferenzen von gegenständlicher Wahrnehmung und Selbstbeobachtung zum Ausdruck verhilft. Für Devereux legt sich aus der Tradition der Psychoanalyse die Einführung eines unbeteiligten „Dritten" im Sinne einer quasi-therapeutischen „Kontrollanalyse" nahe, in der in einer geschützten Verfassung nun selbst „zu einem Rohdatum (Phänomen) wird ..., was in der analytischen Sitzung verarbeitete Information war" (Devereux 1984, 311). In Verlängerung dieser Analogie zum Therapieprozess drängt sich Rezipienten gelegentlich der Eindruck auf, psychologische Forschungsarbeit sei ohne eine tiefenpsychologische Lehranalyse kaum oder nur eingeschränkt zu bewältigen.

Entsprechende Vorbehalte sind aus der (Miss-) Verständigungsgeschichte von Psychologie und Psychoanalyse heraus nachvollziehbar, aber kaum sachlich zu rechtfertigen. Die Forschungsarbeit ist ja nicht mit der von Leidensdruck erzwungenen Behandlung einer verkehrt gehaltenen Lebensstrategie zu verwechseln, sondern eine durch die Eigenart des untersuchten Gegenstandes kurzfristig erzwungene Unzulänglichkeit des methodischen Zugriffs. Subtiler ist in diesem Zusammenhang wohl der Hinweis darauf, dass die Erfüllung des Gütekriteriums der gegenständlichen Relevanz nicht bereits über eine unvoreingenommene Selbstreflexion auf das eigene Forschen gewährleistet ist. Aus der Realisierung der (unbewussten) Ausdruckstendenzen des Gegenstandes im Forschungsprozess folgt vielmehr, dass die Relevanzprüfung nur über das systematische Aufbrechen der (persönlichen) Forschungsperspektive zu bewerkstelligen ist.

Allerdings muss es sich bei der kontrollierenden Instanz nicht notwendig um eine das Forschungsgeschehen mit der von Freud geforderten „gleich schwebenden Aufmerksamkeit" verfolgende „Person" handeln. Die Repräsentation einer die Forschungsrichtung aufbrechenden Wahrnehmung kann durchaus über Maßnahmen der Forschenden selbst – wie das Anfertigen von Erlebnisprotokollen, Forschungstagebüchern, Dokumentationen und das Notieren von Memos – vorbereitet bzw. eingeleitet werden. Zudem ist die immanente Brechung durch die Bildung von Forschungsteams zu erreichen, deren Arbeitsverfassung über die Koordination der Analyseergebnisse hinaus auf die Analyse des Gruppengeschehens ausgerichtet ist.

Als optimales Modell für die Sicherung der gegenständlichen Relevanz erscheint dennoch im Ganzen die in der qualitativen Methodendiskussion derzeit viel diskutierte Forschungssupervision, in der die Kontrolle des Pro-

zessgeschehens durch eine professionelle Außensicht auf das Tun und Erleben der Beteiligten beleuchtet und methodisch verfügbar gemacht wird (vgl. Mruck u. Breuer 2003). Dabei ist das hier eingeführte Gütekriterium nicht schon automatisch durch die Tatsache von Supervision erfüllt, vielmehr muss die Ausrichtung der Supervision im Sinne der oben beschriebenen Zielperspektive von gegenständlicher Relevanz auf die Ergänzung der Erfahrungssicherung durch die Behandlung von Irritationen und Störungen im Forschungsprozess erfolgen. Um einen Begriff dafür zu geben, wie eine solche auf dem tiefen- bzw. gestaltpsychologischen Konzept Devereux' beruhende Modellierung von Forschungssupervision arbeitet, schildere ich abschließend Erfahrungen aus einem Modellprojekt der psychologischen Forschungsbegleitung, das für die Betreuung kulturpsychologischer Diplomarbeiten an der Universität Köln entwickelt wurde. Nach einer kurzen Vorstellung des Forschungsprogramms „Alltagsfigurationen" wird das Zusammenspiel der Analyse von Forschungsgegenstand und Forschungsverlauf anhand der Durchführung einiger beispielhafter Diplomarbeiten aus dem genannten Forschungsprogramm erläutert.

11. Praxis der Relevanzprüfung im Forschungsprogramm „Alltagsfigurationen"

Im Forschungsprogramm „Alltagsfigurationen" werden auf der Grundlage der von Wilhelm Salber entwickelten morphologischen Psychologie unterschiedliche Phänomene der Gegenwartskultur auf die ihnen zugrunde liegenden Selbstbehandlungszüge der seelischen Wirklichkeit untersucht. Auf die Theorie der morphologischen Kulturpsychologie kann an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden (vgl. Salber 1987; Fitzek 2000). Methodisch werden die Erlebenszusammenhänge der untersuchten Wirkungseinheiten mittels Tiefeninterview und psychologischer Beschreibung auf bewegende ambivalente Grundverhältnisse der Gestaltbildung übersetzt und hinsichtlich der auf diese Verhältnisse bezogenen Umgangsformen typisiert (vgl. dazu Salber 1989; Fitzek 2004).

Im Laufe der letzten zehn Jahre sind im Rahmen des Forschungsprogramms zahlreiche Untersuchungen zu aktuellen Trends und Zeiterscheinungen vorgelegt worden wie beispielsweise zur Fitness-Welle, zur Girlie-Mode, zum Umgang mit der Zivilisationskrankheit Migräne, zum Starkult Robbie Williams, der Slow-Food-Kultur und dem Brennen von CD's (vgl. in diesem Zusammenhang Fitzek u. Ley 1998, Fitzek 2000). Die Untersuchungen belegen zum einen die von Salber herausgearbeiteten charakteristischen Grundzüge der „ausgekuppelten" Gegenwartskultur, darüber hinaus bringen sie die in den konkreten Wirkungseinheiten des Alltags aufbrechenden Ansätze zur Ummo-

dellierung und Neustrukturierung des kulturellen Gesamtprofils in den Blick (Fitzek 1998; Fitzek u. Ley 2003). An dieser Stelle kann dem inhaltlichen Beitrag der Untersuchungen zur morphologischen Kulturpsychologie nicht weiter nachgegangen werden, aufgegriffen werden lediglich die Maßnahmen zur Sicherstellung der gegenständlichen Relevanz.

Dieser Aspekt wird in der Untersuchungsplanung zunächst dadurch berücksichtigt, dass jede Untersuchung von der Anfertigung eines Erlebensprotokolls zur eigenen Gegenstandserfahrung eingeleitet und durch Rückmeldungen im Diplomandencolloquium reflektiert und ergänzt wird. Der Schwerpunkt der Relevanzprüfung liegt jedoch in der Ergänzung der auf inhaltliche und methodische Ratschläge ausgerichteten Betreuung durch den systematischen Bezug der im Forschen gemachten Erfahrungen auf den Forschungsgegenstand. Als Geschehen der Ausdrucksbildung verstanden, ist die wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Gegenstand nicht auf entweder sachliche oder persönliche Aspekte zu reduzieren. In der Begleitung der Diplomandinnen und Diplomanden werden vielmehr gezielt solche Stellen aufgesucht, an denen scheinbare Sachprobleme auf die Art und Weise des wissenschaftlichen Zugangs verweisen oder sich (umgekehrt) die Art und Weise der wissenschaftlichen Betriebsstörung als Hinweis auf bisher unerkannte Aspekte der Sache verstehen lässt.

Durch die systematische Verschränkung von Forschungs- und Gegenstandsaspekten wird verhindert, dass sich die Forschungsbegleitung künstlich auf eine rein sachliche Ebene verengt (in der Qualitäten des Forschens als „Idiosynkrasien“ ausgeklammert werden) oder (umgekehrt) zu einem quasitherapeutischen Unternehmen ausweitet. Entsprechend dem Gütekriterium der gegenständlichen Relevanz werden Störungen, Brüche und Anfälligkeiten im Forschungsprozess nicht als „Fehler“ der Autoren gewertet, sondern als Zugang zu unbemerkten Eigenschaften des Untersuchungsgegenstandes. Dazu bringe ich abschließend eine Reihe von Beispielen aus der Betreuungspraxis:

(1) Im Vergleich mit anderen Diplomarbeiten zeichnete sich die Untersuchungen über das Bild und Erleben von „Fitness“ zunächst durch ein vorbildliches methodisches Herangehen aus. Fast ohne Hilfestellung kam die Autorin in kurzer Zeit zu einer überzeugenden und gut strukturierten Übersicht über das Material. Den Fitnesstreibenden geht es um eine Steigerung ihrer Mobilität, die sich vom Körper ausgehend auf die Lebenswelt im Ganzen erstreckt. Ein Problem schälte sich erst allmählich in der Hinsicht heraus, dass die Anordnung der Befunde im Hinblick auf das Überschreiten des Gewohnten und ein sinnlich spürbares „Mehr und Anders“ kaum Platz für die Beachtung von hintergründigen und gegenläufigen Motiven ließ. Die Rigidität der (guten) Ordnung übte eine geradezu blockierende Wirkung auf die Anpassung und Modifikation erster plausibel erscheinender Entwürfe aus.

Aufgrund der starren Untersuchungsanordnung war es der Autorin kaum möglich, Kehrseiten des faszinierenden Fitness-Bildes wahrzunehmen. Die

unbemerkte Kehrseite des Fitness-Betriebes wurde im Forschungsverlauf nun aber nicht über verfeinerte Methoden wie eine sensiblere Interviewauswertung erreicht, sondern über eine Analyse des psychologischen Hauptcharakters der „Gegenübertragung", die das Forschungsgeschehen wie ein „eisernes" Maß in Richtung von Zielstrebigkeit, aber auch Unbeweglichkeit zu dirigieren schien. Von den unerbittlichen Ansprüchen dieses In-Form-Bleibens her wurde als Kehrseite auch im Fitnessbetrieb ein „eisernes" Maß erkennbar, dessen Forderungen mit den erhofften Steigerungen und Belebungen in einer Reihe von typischen Kompromissformen vermittelt wird („Totalisieren", „Aufspalten", „Verschieben von Grenzen", „Ablasshandel"; vgl. Miller 1998).

(2) Im Rahmen des Forschungsprogramms „Alltagsfigurationen" wurde das Thema „Migräne" nicht im Hinblick auf den mit ihm verbundenen persönlichkeitsdiagnostischen oder symptomatischen Erkenntniswert untersucht. Vielmehr wurden von der Krankheit direkt oder indirekt Betroffene danach befragt, wie Migräne sich für sie in das Alltagsgeschehen einfügt. Dabei zeigte sich eine das Krankheitsbild charakterisierende Zerrissenheit zwischen einem auf hohem Niveau rund laufenden Alltag auf der einen Seite und katastrophalen, jede Tätigkeit ausschließenden Zusammenbrüchen auf der anderen Seite.

In der Betreuung stellte sich lange Zeit und scheinbar vergeblich die Frage nach einer dieser Spaltung zugrundeliegenden Einheit. Erst nach wiederholtem Drängen äußerte die Autorin eine von ihr bis dahin zurückgehaltene „Erklärung", die sie für die empirischen Befunde gleichsam unempfindlich gemacht hatte, jedoch mit ungeheurem Erklärungsanspruch verbunden war. Für den Fortgang der Arbeit wurde wiederum nicht die inhaltliche Eigenart dieser Privatphilosophie bedeutsam, sondern ihr kontaminierender Einfluss auf die Kenntnisnahme der empirisch zugänglichen Erfahrungen. Der Kontrast des bereitwilligen Einlassens auf die phänomenale Zerrissenheit einerseits und des Verschanzens hinter einem hintergründigen Erklärungsanspruch andrerseits machte es möglich, die heftigen Zusammenbrüche im Migräne-„Leiden" mit einer geheim gehaltenen und (dadurch) unantastbaren Kontrolle zusammenzubringen (deren Attraktivität zugleich die Immunität der Betroffenen gegen Ratschläge und Hilfsangebote plausibel werden lässt; vgl. Aust 1998).

(3) In Medien- und Zeitungsberichten der neunziger Jahre entfaltete das Phänomen der „Girlies" eine unverkennbare Faszination. Journale berichteten über eine seltsame „Erregung" durch junge Mädchen, die mit ungewöhnlicher Kleidung und auffälligem Lebensstil auf sich aufmerksam machten. Die Einstellung zu „Girlies" schwankte zwischen kaum verhohlener Begeisterung und spöttischer Verachtung. Entsprechend operierten psychologisierende Erklärungen mit den Klischees von Narzissmus und Exhibitionismus: dem Reiz des Auffallens, Anziehens, Aufreizens bis hin zum Aufreißen um jeden Preis. Psychologisch kreist das „Girlie"-Phänomen um einen Blickfang, dessen wissenschaftliche Bearbeitung Autorin und Betreuer zunächst vor kaum zu lösende Aufgaben stellte.

Zwar fielen Auswahl und Ansprache der Probandinnen in Fußgängerzonen und Einkaufspassagen unerwartet leicht, doch erwies sich die Durchführung der Interviews als beinahe unmögliches Unternehmen. Die im öffentlichen Raum unschwer zu identifizierenden und meist ohne weiteres auskunftswilligen Probandinnen sagten Termine entweder wenig später ab oder erschienen erst gar nicht zum vereinbarten Interview. Diejenigen, die sich der Befragung nicht unmittelbar entzogen, erklärten sich für nicht kompetent und betonten, dass es sich bei ihrem Outfit um völlig wahllose Äußerlichkeiten handele. Nach solchen Erfahrungen war die Autorin zur Fortsetzung ihrer Studie schließlich nur noch mit fürsorglichem Druck zu bewegen. Dabei wurden die entstandenen methodischen Probleme wiederum (auch) als Ausdrucksbildung des untersuchten Gegenstandes gewertet.

Bei der Analyse der zustande gekommenen Interviews zeigte sich, dass der Blickfang von einem Selbstbehandlungsmuster getragen wird, das gleichzeitig ein Bannen von Blicken und Sich-Entziehen aus dem Blick der anderen betreibt. Der Aufwand der Girlie-Erscheinung ist um eine flüchtige Erregung zentriert. Erregung und Flüchtiges gehen entsprechend quer durch Pressebericht, Vorerfahrungen, Interviewprotokolle und Beschreibungen hindurch und ergänzen sich in der Anfangserregung und im „Wegspringen“ der Interviewpartnerinnen (und der Autorin der Studie). Erst über die Analyse von Erregtem und Flüchtigem im Forschungsprozess wurde die Kehrseite des Blickfangs zugänglich, die mit der Sehnsucht und der Gefährdung durch ein Gepackt-Werden (oder Angepackt-Werden) verbunden ist. Von dem vervollständigten Muster war es wiederum möglich, eine Typisierung des Umgangs mit diesem Grundproblem in Richtung von Wendungen und Spiegelungen, von Maßnahmen des Durchmusterns und Ungeschehen-Machens zu bewerkstelligen (vgl. Demary 1998; Fitzek 1998).

12. Zusammenfassung und Schlussfolgerungen

Die vorliegende Darstellung ist von der Hypothese ausgegangen, dass der Rückstand der Methodenreflexion im qualitativen Lager der Psychologie gegenüber den quantifizierenden Verfahren nur aufzuholen ist durch eine der szientifischen Wissenschaftslogik ebenbürtige eigenständige Methodologie. Eine Chance für die Begründung der qualitativen Methodologie eröffnet sich dabei über die reflexive Eigenart des (Psychischen) Gegenstandes und die dementsprechende Selbstanwendung seiner empirischen Erforschung. Es wurde gezeigt, dass die Gestaltpsychologie des Produktiven Denkens beste Voraussetzungen dafür bietet, wissenschaftliche Forschungsprozesse nach dem Muster erfolgreicher und kontrollierter (vorwissenschaftlicher) Problemlöse-

handlungen zu modellieren. Über eine solche (Gestalt-) Analogie lassen sich auf der Grundlage empirischer Forschungsergebnisse einheitlich konzipierte Methodenstandards für die qualitative Forschung formulieren.

In einer hier nur auszugsweise vorgestellten Arbeit zum Methodenvergleich in der qualitativen Forschung sind aus der Gestaltpsychologie des Produktiven Denkens acht Methodenstandards herausgearbeitet worden, die zugleich als Gütekriterien für konkrete Forschungsprojekte erprobt und eingesetzt werden können. Im vorliegenden Text konnte eine solche Übertragung nur in Grundzügen angedeutet und an einem der genannten Qualitätskriterien, der gegenständlichen Relevanz, exemplarisch verfolgt werden.

In Ersetzung des Validierungskonzeptes wird mit dem Gütekriterium von der notwendigen Modellierung des Übergangs von erforschter Realität und Forschungsrealität ausgegangen, die zugleich mit der wissenschaftlichen Klärungsabsicht immer auch angsterregende Potenziale der erforschten Wirklichkeit abzuwehren sucht. Über eine kontrollierte Wahrnehmung der Störungsstellen im Forschungsgeschehen wird es nicht nur möglich, blinde Flecken und methodische Unvollkommenheit der beteiligten Forscher aufzudecken und zu korrigieren, sondern die Störungen außerdem für die systematische Ergänzung der Gegenstandsbeschreibung und Rekonstruktion zu nutzen.

Die entsprechende methodische Konsequenz der Einrichtung einer forschungsunabhängigen Reflexions- und Kontrollinstanz ist abschließend am Beispiel eigener Erfahrungen in der Begleitung psychologischer Diplomarbeiten im Rahmen des Forschungsprogramms „Alltagsfigurationen“ expliziert worden. Dabei zeigte sich, dass die mittels Forschungssupervision erfolgte Relevanzprüfung psychologischer Untersuchungen über die Aufdeckung von Unzulänglichkeiten des Forschungsverlaufs hinaus eine spezifische inhaltliche Funktion für die Darstellung des untersuchten Gegenstandes gewinnt.

Literatur

Aust, Dorothee (1998): „Diese kleine Hölle, welche man im Gehirn trägt“. Eine Untersuchung zum Erleben von Migräne. In Herbert Fitzek u. Michael Ley (Hg.), Alltags-Figurationen. Grundlinien einer psychologischen Kulturtheorie (Zwischenschritte 17 (1), 98–113). Bonn: Bouvier.

Breuer, Franz (1991): Wissenschaftstheorie für Psychologen. Eine Einführung. Münster: Aschendorff.

Breuer, Franz (1999): Probleme human- und sozialwissenschaftlicher Erkenntnismethoden: Viel Verwirrung – Einige Vorschläge. In Norbert Groeben (Hg.), Zur Programmatik einer sozialwissenschaftlichen Psychologie, Bd. I, 2. Theoriehistorie, Praxisrelevanz, Interdisziplinarität, Methodenintegration (193–309). Münster: Aschendorff.

Breuer, Franz u. Jo Reicherz (2001): Wissenschafts-Kriterien: Eine Moderation. Forum Qualitative Sozialforschung [On-line Journal], 2 (3).

Bromme, Rainer u. Eckhardt Hömberg (1977): Psychologie und Heuristik. Darmstadt: Steinkopff.

Brown, Clarence W. u. Edwin Ernest Ghiselli (1955): Scientific Method in Psychology. New York: McGraw-Hill.

Bunge, Mario (1967): Scientific Research. Berlin: Springer.

Demary, Dorith (1997). Psychologische Untersuchung zum Phänomen des Blickfangs (am Beispiel von ‚Girlies'). Unveröffentlichte Diplomarbeit. Universität Köln.

Devereux, Georges (1951): Some Criteria for the Timing of Confrontations and Interpretations. Journal of Psychoanalysis, 32, 19–24

Devereux, Georges (1967/84): Angst und Methode in der Verhaltenswissenschaft. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Duncker, Karl (1935): Zur Psychologie des produktiven Denkens. Berlin: Springer.

Ertel, Suitbert, Lilly Kemmler u. Michael Stadler (1975): Gestalttheorie in der modernen Psychologie. Darmstadt: Steinkopf.

Fitzek, Herbert (1994): Der Fall Morphologie. Biographie einer Wissenschaft. Bonn: Bouvier.

Fitzek, Herbert (1998): Trends, Moden, Zeiterscheinungen. Kulturpsychologie als Psychologie der Gegenwartskultur. In Herbert Fitzek u. Michael Ley (Hg.), Alltags-Figurationen. Grundlinien einer psychologischen Kulturtheorie (Zwischenschritte 17 (1), 24–53). Bonn: Bouvier.

Fitzek, Herbert (2000): Alltagsfigurationen – ein kulturpsychologisches Forschungsprogramm. Forum Qualitative Sozialforschung [On-line Journal], 1 (2).

Fitzek, Herbert (2004). Inhalt und Form von Ausdrucksbildungen als Zugangswege zur seelischen Wirklichkeit. Ein Vergleich von Inhaltsanalyse und Morphologie als Methodenkonzepten der qualitativen Sozialforschung. Unveröffentlichte Habilitationsschrift. Universität Köln.

Fitzek, Herbert u. Michael Ley (Hg.) (1998), Alltags-Figurationen. Grundlinien einer psychologischen Kulturtheorie (Zwischenschritte 17, Heft 2). Bonn: Bouvier.

Fitzek, Herbert u. Michael Ley, M. (Hg.) (2003), Alltag im Aufbruch. Ein psychologisches Profil der Gegenwartskultur (Zwischenschritte 21). Giessen: psycho-sozial.

Fitzek, Herbert u. Wilhelm Salber (1996): Gestaltpsychologie. Geschichte und Praxis. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Flick, Uwe, Ernst v. Kardorff u. Ines Steinke (Hg.) (2000), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Reinbek: Rowohlt.

Goethe, Johann Wolfgang v. (1949): Naturwissenschaftliche Schriften. In Johann Wolfgang v. Goethe. Gedenkausgabe der Werke, Briefe und Gespräche, Bd. 17. Zürich: Artemis.

Groeben, Norbert u. Brigitte Scheele (1977): Argumente für eine Psychologie des reflexiven Subjekts. Darmstadt: Dietrich.

Groeben, Norbert u. Hans Westmeyer (1975): Kriterien psychologischer Forschung. München: Juventa.

Hempel, Carl Gustav u. Paul Oppenheim (1948): Studies in the Logic of Explanation. Philosophy of Science, 15, 135–175.

Herrmann, Theo (1976): Die Psychologie und ihre Forschungsprogramme. Göttingen: Hogrefe.

Herrmann, Theo (1979): Psychologie als Problem. Stuttgart: Klett-Cotta.

Herrmann, Theo (1993): Methoden als Problemlösemittel. In Erwin Roth (Hg.), Sozialwissenschaftliche Methoden: Lehr- und Handbuch für Forschung und Praxis (20–48). München: Oldenbourg.

Herzog, Werner (1984): Modell und Theorie in der Psychologie. Göttingen: Hogrefe.

Holzkamp, Klaus (1968): Wissenschaft als Handlung. Berlin: Springer.

Hussy, Walter (1984): Denkpsychologie: ein Lehrbuch, Bd. 1. Geschichte, Begriffs- und Problemlöseforschung, Intelligenz. Stuttgart: Kohlhammer.

Jüttemann, Gerd (1983): Psychologie am Scheideweg: Teilung oder Vervollständigung? In Gerd Jüttemann (Hg.), Psychologie in der Veränderung. Perspektiven für eine gegenstandsangemessenere Forschungspraxis (30–65). Weinheim: Beltz.

Kardorff, Ernst v. (1991): Qualitative Sozialforschung. Versuch einer Standortbestimmung. In Uwe Flick, Ernst v. Kardorff, Heiner Keupp, Lutz v. Rosenstiel u. Stephan Wolff (Hg.), Handbuch Qualitative Sozialforschung (3–8). Weinheim: Psychologie-Verlags-Union.

Kebeck, Günther u. Manfred Sader (1984): Phänomenologisch-experimentelle Methodenlehre. Ein gestalttheoretisch orientierter Versuch der Explikation und Weiterführung. Gestalt Theory, 6, 193–245.

Koch, Sigmund (1973): Psychologie und Geisteswissenschaften. In Hans-Georg Gadamer u. Paul Vogler (Hg.), Neue Anthropologie, Bd. 5. Psychologische Anthropologie (200–236). Stuttgart: Thieme.

Köhler, Wolfgang (1933): Psychologische Probleme. Berlin: Springer.

Lewin, Kurt (1926): Vorbemerkungen über die seelischen Kräfte und Energien und über die Struktur der Seele. Psychologische Forschung, 7, 294–329.

Lewin, Kurt (1931): Der Übergang von der aristotelischen zur galileischen Denkweise in der Biologie und Psychologie. Kurt-Lewin-Werkausgabe, Bd. 1 (233–278). Bern: Huber.

Miller, Birgit (1998): „Dann ist der Moment die ganze Welt“. Kulturpsychologische Untersuchung über das Bild und Erleben von Fitneß. In Herbert Fitzek u. Michael Ley (Hg.), Alltags-Figurationen. Grundlinien einer psychologischen Kulturtheorie (Zwischenschritte 17 (1), 70–83). Bonn: Bouvier.

Mruck, Katja u. Franz Breuer (2003): Subjektivität und Selbstreflexivität im qualitativen Forschungsprozess – Die FQS Schwerpunktausgaben. Forum Qualitative Sozialforschung [On-line Journal], 4 (2).

Mruck, Katja u. Günter Mey (1996): Qualitative Forschung und das Fortleben des Phantoms der Störungsfreiheit. Journal für Psychologie, 4 (3), 3–21.

Parthey, Heinrich (Hg.) (1970): Problemtypen bei der Hypothesen- und Prognosenbildung. Rostocker Philosophische Manuskripte, Heft 7.

Popper, Karl Raymund (1934/71): Logik der Forschung. Wien: Springer; Tübingen: Mohr.

Popper, Karl Raymund (1963): Conjectures and Refutations: The Growth of Scientific Knowledge. London: Routledge & Kegan.

Salber, Wilhelm (1984): Methoden des Seelischen – Methoden der Psychologie. In Karin Meuser, Ingo Dammer, Hans-Jürgen Freichels, Petra Fritz u. Birgit Arndt (Hg.), Wider die seelenlose Psychologie (35–52). Köln: Arbeitskreis Morphologische Psychologie.

Salber, Wilhelm (1987): Kulturpsychologie – Wie und Warum. Zwischenschritte 6 (2), 40–49.

Salber, Wilhelm (1989): Der Alltag ist nicht grau. Alltagspsychologie. Bonn: Bouvier.
Simons, Dietrich (1981): Möglichkeiten und Grenzen der Psychologie des Problemlösens. Gestalt Theory, 3, 217–243.
Steinke, Ines (1999): Kriterien qualitativer Forschung. Ansätze zur Bewertung qualitativ-empirischer Sozialforschung. Weinheim: Juventa.
Thomae, Hans (1991): Phänomenologische Psychologie, Alltagspsychologie und psychologische Biographik. In Max Herzog u. Carl Friedrich Graumann (Hg.), Sinn und Erfahrung. Phänomenologische Methoden in den Humanwissenschaften (183–196). Heidelberg: Asanger.
Weizsäcker, Victor v. (1940): Der Gestaltkreis. Stuttgart: Thieme.
Wertheimer, Max (1957): Produktives Denken. Frankfurt/Main: Kramer.

PD Dr. Herbert Fitzek, Universität zu Köln, Psychologisches Institut, Lehrstuhl für Allgemeine Psychologie und Kulturpsychologie, Herbert-Lewin-Str. 2, D-50931 Köln.

Dipl.-Psych., Dr. phil., wissenschaftlicher Angestellter am Lehrstuhl für Allgemeine Psychologie und Kulturpsychologie des Psychologischen Instituts an der Universität zu Köln.

Arbeitsschwerpunkte: Kulturpsychologie, Gestaltpsychologie, Qualitative Methoden, Geschichte der Psychologie.

Manuskriptendfassung eingegangen am 23. Oktober 2005.